

Zeitschrift:	Helvetische Monathschrift
Herausgeber:	Albrecht Höpfner
Band:	2 (1800-1801)
Heft:	5
Artikel:	Betrachtungen über das Walliserland, seinen vorherigen Zustand, seine Revolution, und seine zwo Empörungen nebst ihren Folgen
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-550596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Betrachtungen über das Walliserland, seinen vorherigen Zustand, seine Revolution, und seine zwei Empörungen nebst ihren Folgen.

Nam etiam ea quæ gravia sunt, si recte sint administrata,
facile in melius converti possunt.

SOPH. in OEDIP. TYR.

Allgemeine Einleitung.

Das Walliserland ist bisher in einem so verschiedenen Lichte beschrieben worden, daß man jetzt billig verwundert ist, die Wahrheit so sehr entstellt zu sehen. Hätte Rousseau das Land gekannt, so hätte er es gewiß nicht zum Tempel erhoben; und wäre es von Helvetiern fleißiger bereiset worden, so wäre dasselbe bey seinen Nachbarn in grösserer Achtung gestanden. Rousseau hat sein Gemälde aus der Lust gegriffen; Andere haben es zu einem elenden, unfruchtbaren Land herabgewürdigt; — beydes ist übertrieben.

So wenige, so falsche Kenntniß eines in der Mitte von Europa gelegenen Landes, in einem Jahrhundert, in dem Reisen und Reisebeschreiben zur Sucht geworden, ist so sonderbar, daß man's kaum begreifen kann. Noch mehr erstaunt

man, wenn man bedenkt, wie viele Helvetier und Fremde jährlich das Heilbad in Baden (von Fremden gewöhnlich das Leukerbad genannt) besuchten.

Wenn man aber bedenkt, wie wenig Reisende hier in Bekanntschaft mit den Fremdenscheuen Landleuten kommen konnten, wie unangenehm und beschwerlich eine Reise in diesem Lande war, und wie oberflächlich der Umgang der Walliser mit Fremden, selbst im Wallisbad gewesen ist: so wird man von seiner Verwunderung zurückkommen.

Unterdessen erregen selbst die Ursachen der Unbekanntschaft mit diesem Land die Neugierde, besonders wenn man bedenkt, wie ungemein die Landschaft Wallis die Aufmerksamkeit des Gelehrten und des Menschenforschers in mancher Rücksicht verdient.

Ein 35 Stunden langes Thal, das einen einzigen fahrbaren Zugang hat; das mit schlechten, unsaubern Herbergen versehen, durch Fremdenscheue Einwohner bewohnt, und durch elende Straßen gebahnt ist, lockt keinen Reisenden an. Aber wann er sich auch über dieses alles hinaus gesetzt hätte, was würde es erlangt haben? Jeder Fremde war ein verdächtiger Mann, der seine geheime Absicht hatte: brauchte er ein Fernglas so war er ein Spion; Mess-Instrumente, ein Landesverräther; las er Steine zusammen, so suchte er Gold; ein Botanist allein, schlecht gekleidet, konnte sich noch durchhelfen, wenn er bescheiden war; man hielt ihn denn für einen Kräuterkenner, er wurde insoweit geschächt.

Die Lebensart hiesiger Einwohner ist so sehr von der ihrer Nachbarn verschieden, daß ihre Fremdenscheue gar nicht zu verwundern ist. Ihre Einkünfte sind ungemein eingeschränkt, ihre häusliche Einrichtung sehr einfach, ihr Aufwand sehr gering, ihre Alltagstkleidung von langer Dauer. Alles Dinge, die das Verlangen nach äußern Bekanntschaften gewaltig

hemmen, und Reisende beynahe in die Unmöglichkeit versezen, getreue und wichtige Nachrichten einzuziehen.

Ein wohl bearbeitetes Werk über die Landschaft Wallis und dessen Einwohner, müßte deshalb jedem Kenner sehr willkommen seyn. Ein solches zu liefern vermag ich nicht; aber Beiträge dazu kann ich geben, die vielleicht verschiedenes enthalten, das den mehresten Lesern unbekannt seyn mag.

Mein Vorsatz ist, ohngefähr folgende Eintheilung zu befolgen, insofern es sich nemlich in der Folge thunlich erzeigen wird, und mich nicht wichtige Gründe (die ich zwar jetzt nicht vorseehe) zu einer Abänderung veranlassen:

1. Kurzer Begriff des vorigen Zustandes der Landschaft Wallis.

2. Lage dieser Landschaft.
3. Derselben Clima.

4. Einwohner und Sprache.
5. Religion.

6. Unterricht und Erziehungsanstalten.

7. Landbau.
8. Viehzucht.

9. Gewerbe und Handlung.

10. Naturprodukten.

11. Geographische Bestimmungen.

12. Höhen-Messungen.

13. Physikalische Bemerkungen.

14. Militairische Uebersicht.

15. Die Revolution im Wallis; die erste Empörung von 1798, ihre Ursachen und ihre Folgen.

Die zweyte Empörung von 1799, nebst dem Feldzug im Wallis von gleichem Jahr.

Ich werde trachten, was ich mir vorgenommen, mit möglichster Unpartheylichkeit zu behandeln.

Ich erkläre mich als Freund des Landes und der Einwohner; Fehler deren Enthüllung vortheilhaft ist, werde ich zwey nicht mit Stillschweigen übergehen, aber ohne jemand dadurch zu nahe zu treten; und niemals wird derselben Rügung mit Bosheit verknüpft seyn.

Ein Land, das den äussern Umständen nach das Caschemir von Europa ist, das vielleicht weit mehr natürliche Seltenheiten aufzuweisen hat, als sein asiatisches Gegenbild, verdient allerdings näher bekannt zu seyn. Ich mache mir's zur Pflicht, dem Helvetischen Publikum dasjenige, was ich darüber gesammelt habe vorzulegen, und füge den Wunsch bey, daß die gesammten Kenntnisse zum Besten des Landes erspriessen mögen.

I. K a p i t e l.

Kurzer Bericht des ehemaligen Zustands der Landschaft Wallis.

Wenn man den Gang und den Werth einer Regierung beurtheilen will, so wird die Untersuchung ihres Ursprungs unentbehrlich.

Vor alten Zeiten war der Bischof wirklicher Graf und Präfekt; er war mit einem Wort oberster Herr. Außer ihm waren sehr mächtige Edelleute, wie die von Naren, von Churn, Gradetsch u. a. m.

Allein die Oberwalliser, welche die Menschenrechte nicht durch Sophismen, sondern aus der Behandlung kannten, erschlugen im XV. Jahrhundert ihre Herren, zerstörten ihre Schlösser, machten sich frey, und vereinigten sich zum Genuss mehrerer Freiheit.

Die Vereinigung geschah zu einer Zeit und unter Um-

ständen, wo unbedingte Freyheit alles, und gesellschaftliche Einschränkung wenig galt. Man verwahrte sich gegen das Unternehmen der Großen, von denen man gekränkt worden war; Ordnung schien ein Eingriff auf die Freyheit zu seyn, und an Anarchie dachte jetzt niemand in einem Lande, wo bey vorhommender Gelegenheit jeder sich willig dem gemeinen Bessen aufopferte. Statistische Begriffe konnte man in jener Zeit mit Billigkeit keine fordern, und an eine bessere Zukunft dachten in selbigem Zeitalter selbst die aufgeklärtesten Fürsten Europas kaum.

Die Eintheilung der sieben Republiken im Wallis, in Zehnenden, scheint eine ältere Abtheilung in Zehen voraus zu sezzen, die hier unvollständig geblieben ist; entweder weil ein Complement mangelt, oder weil, unter Beybehaltung des Namens, die Zehnenden kleiner ausfielen.

Die Oberwalliser wollten nun nicht nur keinem Herren mehr unterwürfig seyn, sondern sie wollten auch im Grund von keiner Obrigkeit abhangen. Die zweymal im Jahr versammelte Tagsatzung in Sitten, besorgte die laufenden gemeinschaftlichen Anstalten, hatte aber in den Zehnenden gar nichts zu befehlen und alles Außerordentliche musste ad referendum an diese genommen werden. In den Zehnenden war es eben das, die Gemeindsabgesandten nahmen da wieder alles Ungewöhnliche ad referendum. Kurz, so wie jeder Zehnden wesentlich und namentlich souverain war, so war auch jedes Kirchspiel wirklich unabhängig, und in jedem Kirchspiel war es jeder angesehene Bürger. Unter einer solchen Regierung, wo Freyheit und Gleichheit, ohne fängstliche Aushängeschilde zu seyn, in ihrer ganzen Fülle als Gründpfeiler des conföderirten Staates angesehen wurden, musste sich ein rohes Volk besser als unter jeder andern gefallen. Sie setzt aber augenscheinlich voraus — ein Caschemir; d. h. ein durch fast unmögliche

Vergsame Gebürge abgeschnittenes und dazu selbsterzeugendes Land, daß es fast ausschließlich für sich selbst lebt, und bis auf wenige Bedürfnisse durch sich selbst leben kann. Eine so beschaffene Regierung setzt ferner einen gänzlichen Verzicht auf alle und jede beträchtliche Verbesserungsanstalten zum vor- aus; denn alle Mittel dazu gebrechen ihr. Zudem sind in einem solchen Lande zwey mächtige Hindernisse aller Schritte zur Aufklärung, die zur Verbesserung führt: die Trägheit und die Eifersucht.

Man kann nach diesem folgende Maßregeln abstrahiren, nach denen die Regierung im Wallis immerhin gehandelt, und nach denen sie, in Folge ihrer Grundsätze, handeln mußte.

Sie mußte sich nicht um das bekümmern, was außer ihrem Lande vorgieng; und zusehen, daß sich niemand von aussen bekümmere, was darinn vorgieng. Sie mußte sich aller Aufklärung durchaus widersezen; denn diese leitet zur Vervollkommenung, welche gerade das Gegengift der Anarchie ist. Wir werden im Kap. VI. des öffentlichen Unterrichts sehen, wie diese Maßregel befolget ward.

Allein obschon dem Ansehen nach alles vorgefehrt wor- den, um Freyheit und Gleichheit unumstößlich zu machen; obgleich bis auf die Revolution beyde in so voller Kraft er- halten worden, daß sogar die ersten Beamten öfters unbe- straflich beschimpft wurden, so hatte doch, in Absicht auf Gleichheit, auch hier das Sprüchwort Statt: Fatta la legge trovato l'inganno. Man fand einen Ausweg, um Herren und Bauern zu haben; einen Ausweg, der den Herren alle Aemter zusicherte, ohne daß etwas dawider einzuwenden gewesen wäre: Alle öffentliche Akten mußten in lateinischer Sprache ausgefertigt seyn. Also Schreiber, Richter und Amtleute mußten Latein verstehen.

Diesem politischen Kunstgriff ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich gewisse Geschlechter Jahrhunderte durch, in den ersten Aemtern ihrer Zehn den erhalten haben. So sonderbar auch diese politische Wendung zu der Erhebung eines Theils des Volks über den andern seyn mag, so war der Unterschied zwischen Herren und Bauern nichtsdestoweniger kräftig ausgedrückt, und die Ursache einer immerwährenden Anfeindung beyder Parthien. Aber des Hasses ungeachtet, den der Bauer gegen den Herrn trug, und noch lange tragen wird, werde ich doch in der Folge Gelegenheit haben, anzumerken, welche mächtige Oberhand auch sehr geringe Kenntnisse in dringenden Umständen haben. Es ist dessen wohl eine starke Probe, wenn man sich seines Feindes bedienen muß, um gegen diesen Feind selbst handeln zu können; wie es in den letzten Empörungen geschah.

Unterdessen hat die anerkannte Gleichheit nicht verhindert, daß, im Gegensatz jener zur öffentlichen Ausgelassenheit ausgearteten Freyheit, man sehr oft ein nicht wenig niederrächtiges Zezeigen des Bauern gegen den Herrn hat wahrnehmen können, und zwar so, wie man es in aristokratischen Kantonen schwerlich ansichtig geworden wäre.

Wenn man eine Reihe von Handlungen eines Volks betrachtet, öfters schnurstracken Widerspruch darinn findet, und nun auf die Beweggründe zurückgeht, so wird man allemal eine große Unwissenheit im Hintergrunde finden, die allein das moralische oder unmoralische Räthsel auflösen kann.

In Wallis waren die Aemter sehr wenig einträglich, und bezahlten sich dennoch sehr theuer; daraus erfolgte nothwendiger Weise die Kunst, sie gelten zu machen. Diese Kunst, die sehr weit getrieben wurde, stach mit der Einfalt der Sitten sehr ab, und gab dem ganzen Staatswesen einen sehr mißfälligen Anstrich.

Die Nothwendigkeit des Kunstfleisses in einem armen Lande, ergiebt sich hieraus sattsam.

Ich habe oben gesagt, daß der Bischoff ehemals der wirkliche Landesherr war. Denselben auf die reine Seelsorge zurückzubringen, war jederzeit eine Hauptangelegenheit des Raths von Wallis. Dieser mit steter Beharrung begleitete Vorsatz, ward mit solchem Erfolg gefrönt, daß dem Bischoff letztlich, außer dem Münzrecht, wenig übriggeblieben war, als der Vorsitz und eine Stimme im Landrath.

Dieser Landrath bestand aus dem Bischoff, dem Landshauptmann, dem Landshauptmann-Statthalter, dem Landschreiber und den Ausgeschossenen der Zehnden. Diese konnten senden so viele sie wollten; allein jeder Zehnde hatte nur eine Stimme. Es waren also in allem neun Stimmen: die des Bischofs, die des Landshauptmanns und die der sieben Zehnden. Beyde erstere galten nur in Prozeßsachen.

Die Erwählung des Bischofs geschehe durch einen Vorschlag des Domkapitels von Sitten, von vier Personen aus seinem Mittel, von welchen vier der Landrath den Bischoff auswählte. Vorhin behauptete freylich das Domkapitel seine freye Wahl; allein der Landrath erklärte sich gegen jenes: daß, im Fall es für sich zu der Wahl eines Bischofs schreiten würde, er, der Landrath, einen Präfekten ernennen würde. Diese freye Eröffnung erweckte dennzumal die seither befolgte Erwählungsart.

Die Staatseinkünfte waren sehr gering, und beruheten hauptsächlich auf 25 bis 30,000 Franken, die aus dem Unter-Wallis bezogen wurden, aus dem Salzverkauf, dem Zoll u. s. w. Alles war sehr unbeträchtlich, und keineswegs zulänglich, um das Land in Aufnahme zu bringen. Die französischen Pensionen machten ehemdem einen Theil der Besoldungen aus, und die Versiegung dieser Hülfsquellen wurde

Hier zu Land ungemein stark empfunden. Wäre der Rhône gedämmet gewesen, hätte Kunstleib die Einwohner belebt, so hätte man diesen Verlust verlacht. Allein dazu hätte auch alles anders eingerichtet seyn müssen; weder die Grundsätze der Regierung, noch ihre Maßregeln erlaubten jene Anstalten.

Meine Leser sind mir vielleicht schon zuvorgekommen, und haben die Frage aufgeworfen: Wie konnte es seyn, daß eine Regierung, wie die im Wallis, die ganz aus dem aristokratischen Theil des Volks bestand, dem allgemeinen, leidenschaftlichen Bestreben der Menschheit zuwider, seit Jahrhunderten keinen Versuch gemacht, die aristokratische Regierungsart einzuführen? Die Enthaltsamkeit des Magistrats scheint wirklich so auszeichnend, daß man berechtigt ist, dem Grund davon nachzuspüren; denn menschliche Tugend selbst will ihre zulängliche Ursache haben. Beym ersten Anblick schien alles die Aristokratie zu begünstigen. Die Hauptämter in den Zehnden, wie Zehndhauptmann und Pannerherr, dauerten lebenslänglich; sie waren eine lange Reihe von Jahren durch im Besitz von wenigen Geschlechtern gewesen; die Staatshäupter waren zwar nur auf zwei Jahre erwählt, wurden aber insgemein viele Jahre durch bestätigt. Alle diese Leute hatten einen starken Anhang, und die öftern groben Begegnungen, die sie von dem Landvolk erdulden mußten, scheinen ein Beweggrund mehr zu seyn, sich dieser unangenehmen Auftritte zu entledigen. Endlich schien die aristokratische Verfassung der reichen Stadt Sitten aufmunternd.

Wenn man aber auf der andern Seite die Umstände, unter denen diese Regierung wirkte, in Ansicht nimmt, so wird man bald gewahr, daß, aller jener scheinbaren Gründe zu einem sehr möglichen Übergang zur Aristokratie ungeacht, die Ausführung selbst nicht nur sehr schwer, sondern ohne äußere mächtige Hülfe unmöglich war.

Die Stadt Sitten, deren Verwaltung ungemein haus-
halterisch eingerichtet war, hatte sich eben dadurch die Eifer-
sucht der gesammten Zehnden zugezogen. Zudem ist Sitten
die einzige Stadt des obern Wallis gewesen; sie hatte eine
gar zu geringe Bevölkerung, und der Bodenlose Pöbel war
dafür gar nicht zu zählen. Der Reichtum der Stadt Sitt-
ten half zu einer Regierungsänderung nichts; denn die aristos-
kratischen Sittener waren als Walliser, eben so gute Demo-
kraten als andere.

Die Herrn lebten in den Zehnden und auf den Dörfern
verstreut, und jeder machte da seinen Einfluß geltend, so
gut er konnte, ohne an eine Coalition zu denken.

Geld zu Bestechung hatte der Staat keines; und wenn
auch einige Herren welches hatten, so waren sie zu klug, es
so mißlich anzuwenden. Mit einem Worte: die Landschaft
Wallis könnte ohne äußere überwiegende Macht, noch Jahr-
hunderte auf dem nämlichen Fuße eine zweydeutige Existenz
hingelebt haben. Ich nenne zweydeutig, was zweyer ent-
gegengesetzter Auslegungen fähig ist; und da ich die Unter-
suchung dieses Ausdrucks zweckmäßig glaube, so werde ich
sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Es sehe ein Land wie das Wallis gegeben, dessen beh-
nahe unübersteigliche Gränzen ihm eine unabhängige Con-
stitution zusichern, an die es gewöhnt und welcher es gänz-
lich zugethan ist. Es übt seine Religion seit undenklichen
Jahrhunderten unverändert aus; es bezahlt niemand nichts,
als einzige die Zehnden an Geistliche; das Volk ist nach den
amerikanischen Wilden, das freyeste der Erde, und findet bey-
nahe alle seine Bedürfnisse innert seinen Gränzen.

Aber dieses Land ist eben durch diese Absonderung der
Gränzen und durch seine Constitution gegen alle seine Nach-
barn, um ein paar hundert Jahre zurückgeblieben. Ein zer-

störender Strom verheert sein bestes Land, und verwandelt es in ödes Strombett und Sumpfe. Diese erzeugen elende, oft kaum menschenähnliche Einwohner, und erregen häufige Krankheiten. Diesem Uebel vermögen weder der Staat noch die Einwohner Einhalt zu thun. Niemand will zu allgemeinen Anstalten etwas beitragen. Es ist kein Kunstfleiß, keine Erwerbung, keine Verbesserung in keinem Fache, keine Aufklärung, keine Ablegung der Vorurtheile, so schädlich sie auch seyn mögen. Schließlich ist eine äußerst elende Lebensart der Einwohner das Hauptmittel, fremde Bedürfnisse zu entbehren.

Bis dahin ist, wie man sieht, alles zweyseitig; aber gänzlich positiv ist der Verlust der Pensionen aus Frankreich, und nicht weniger der Abgang der Einkünfte aus dem Unter-Wallis, ohne welche die obere Republik nicht bestehen könnte; denn im Walliser-Bienenkorb stellten die Unter-Walliser die Arbeiterinnen vor.

Im Ober-Wallis Auflagen zu Bestreitung der Staatsunkosten anzulegen, gienge gar nicht an; denn dort ist der Begriff von Auflagen ein Malzeichen der Dienstbarkeit. — Wie hätte also das gemeine Wesen bestehen können? Der Magistrat wäre genötigt worden, den Zustand des Landes aufzudecken, und der aufgebrachte Landmann hätte, wie gebräuchlich, den Herren, das ist, den angeblichen Verräthern, alle Schuld aufgebürdet; und bis die Sache zur Erörterung gekommen, wären viele blutige Auftritte erfolgt. — Welche Aussicht!

Wir sehen zur Genüge aus dem Angebrachten, daß erstens, die zügellose Freyheit des Ober-Wallisers durch ihre selbst eigene Natur, weder Verbesserung noch Aufklärung ertragen konnte, indem jeder Schritt zur Kultur diese rohe Freyheit einschränken mußte. Zweitens: daß er, nach der

Versiegung der äussern Hülfsmittel, entweder eine Aenderung in seinem Verhalten vornehmen, oder sich selbst aufreihen mußte. Ein Land, welche auch seine Schutzgebirge seyn mögen, dem alle äussere zufällige Hilfsmittel abgehen, dessen Handwerker, Kaufleute u. s. w. alle Fremde sind, hat eine traurige Aussicht zu einer Selbstexistenz, die endlich in wildes, ungesellschaftliches Leben ausarten muß.

Auch die Freyheit hat ihre Gränzen: *Est modus in rebus sunt certae denique fines quos ultra citraque nequit placere libertas; denn da, wo die Freyheit in Anarchie übergeht, herrscht in der That ein unerträglicherer Despotismus, als in keinem monarchischen Staate — In diesem kann doch jeder seinen Kunstfleiß gelten machen und ist geschäkt; besitzt er etwas, so kann er eines angenehmen Lebens theilhaftig werden, und seine Lage in Ruhe hinleben. Unter zügeloser Freyheit hat gerade das Gegentheil Statt.*

Es kann unterdessen immer seyn, daß es Leute giebt, die, durch den Namen der Freyheit hingerissen, das Wesentliche davon überhüpfen, und unbedingte Freyheit jedem andern Zustand, wenigstens in der Theorie, vorziehen.

De gustibus non est disputandum.

Allein es bleibt noch eine andere Frage übrig: Hat die Vorsicht das Menschengeschlecht, oder einen Theil desselben, bestimmt: einer unbedingten Freyheit allen Gebrauch der Vernunft aufzuopfern, und so die herrlichste Gabe der Gottheit beynahe thierartig zu entheiligen?

Man sieht leicht ein, daß hier nicht von der Freyheit überhaupt die Rede sey, indem sattsam bekannt ist, daß diese in den civilisirtesten Ländern selbst am blühendsten seyn kann, wie Athen und England zeugen. Wir hatten es nur mit einer ganz besondern Art von Freyheit zu thun, die sich unter seltsamen Umständen, ohne viel Kopfbrechens, und beynahe

ohne Kampf, eine lange Reihe von Jahren durch, in ihrem ursprünglichen Wesen erhalten, und ihre zureichende Bestimmung weit überlebt hatte.

So sehr nun jeder unbefangene Leser die barbarische Misshandlung des Wallis verabscheuen und die gottesvergessene Art missbilligen wird, mit der man allzufreien Menschen schamlos eine angebliche Befreiung ankündigen durfte, eben so geneigt dürfte er sich nach reifer Überlegung befinden, die Vereinigung von Wallis mit Helvetien, als eine besonders glückliche Wendung der Vorsicht zu Gunsten jenes Theils zu betrachten. Gewiß gewinnt Wallis mehr dabei als Helvetien. Das aber gewisse Wege zur Aussöhnung nöthig sind, die sich nicht unter einem allgemeinen Maßstabe begreifen lassen, sollte ich kaum nöthig haben, hier anzumerken. *)

A n h a n g z u m e r s t e n K a p i t e l .

Die Glieder des ehemaligen Landräths bezogen während ihren Sitzungen nicht mehr Bezahlung als Bz. 15 des Tags, ausgenommen was die Prozeßgebühren abwerfen mochten; die im Ober-Wallis selten, im Untern aber öfters statt haben. Die Versammlungen waren im May und Christmonath und dauerten jedesmal 14 Tage.

Der geistliche Stand war sehr geschäkt, mußte sich aber allen Vorurtheilen unterwerfen.

Es ist im Wallis ein sehr gangbares Sprichwort: Walliser Rath kommt nach der That. Es enthält den Urgrund seines Unglücks.

*) Was ich hier vorgesehen, hat sich erwähret; es ist zu hoffen, daß künftighin allem Unwillen, dem vorgebaut werden kann, der Keim mangeln werde.

(Die Fortsetzung folgt.)